

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 27. — Sonntag, den 5. Juli 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

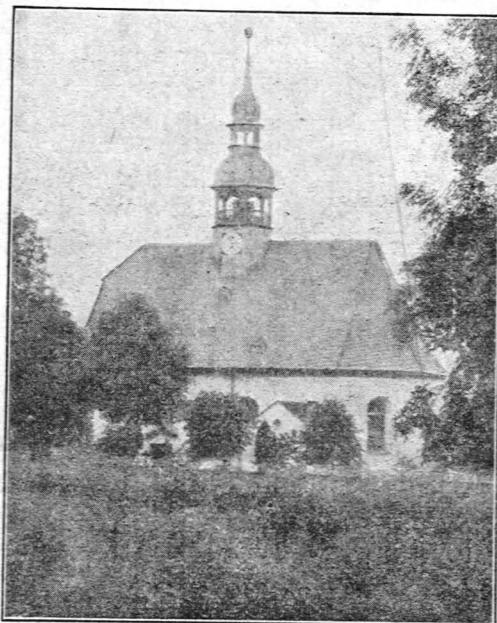
Einiges von Kirche und Pfarre in Sehma.

Die alte Kirche (siehe 1. Bild!), in der als Pfarrkirche des Kirchspiels Sehma mit Cunersdorf (bis 1896) vom 1. Advent 1673 bis zum 3. Trinitatissonntage (26. Juni) 1898 regelmäßig Gottesdienst gehalten worden ist, hat keinen besonderen Namen geführt. Sie ist als Tochterkirche von Schlettau in den Jahren 1666—1671 erbaut worden. Wie kam es zu dieser Ausparrung aus Schlettau und Gründung einer eignen Parochie, d. h. eines eignen, selbständigen Kirchspiels? Schon 1661 hielten die beiden Gemeinden Sehma mit Cunersdorf um die Erlaubnis an, sich, wie ein Jahrhundert früher, 1565, Cranzahl, wegen der weiten Entfernung von Schlettau und des waldigen, beschwerlichen und schlechten Weges dahin eine eigne Kirche zu bauen und ein eignes Pfarramt zu errichten. Den Anstoß dazu gab der große Brand in Schlettau im Jahre 1659, dem auch die Kirche mit zum Opfer fiel. Darüber war bei den Dörflern Groll gegen Schlettau entstanden, weil sie nicht zur Hilfe geholt worden wären, wodurch vielleicht die Kirche hätte gerettet werden können, sondern nur zum Mitbezahlen hätten gefunden werden können. Und da nun zur Bestreitung des Kirchenwesens in Schlettau diese beiden eingepfarrten Dörfer die Hälfte zahlen mußten, hat man damals, als die eingäscherte Schlettau Kirche wieder aufgebaut werden mußte, bei sich erwogen, daß für diese Summe ein eigener Pfarrer in Sehma gehalten werden könnte. So ist es also damals die Scheu vor den anteiligen Kosten eines Kirchneubaues gewesen, welche die Ausparrung von Sehma mit Cunersdorf aus der Parochie Schlettau erstreben ließ; wie dann später im Jahre 1896 derselbe Grund zur Ausparrung von Cunersdorf aus der Parochie Sehma geführt hat; nur daß bei dieser Ausparrung die so lange kirchlich verbundenen Gemeinden in allem Frieden auseinander gingen, während das bei der Ausparrung aus Schlettau keineswegs der Fall gewesen war. Denn ehe es erreicht wurde, daß Sehma mit Cunersdorf aus dem Parochialverbande mit Schlettau ausschied und zu einem selbständigen Kirchspiele mit eigener Kirche, eigem Pfarramte und eigem Schulwesen wurde, mußte ein langwieriger, hartnäckiger Streit, von 1661—1673, mit Schlettau durchgeföhrt werden, das die

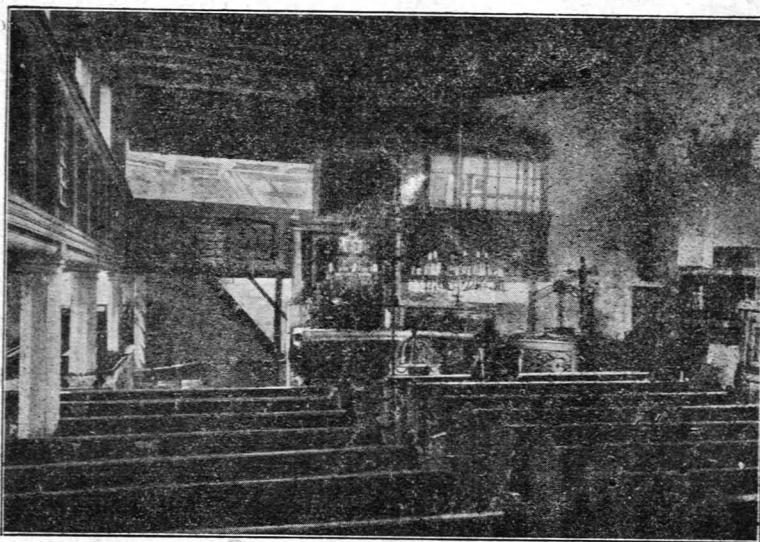
beiden Dörfer nicht aus seinem Parochialverbande entlassen, oder höchstens die zu erbauende Kirche in Sehma eine von Schlettau aus vom dortigen Diakonus mit versorgte Filialkirche werden lassen wollte, weil von dorthier die Hälfte der Einkünfte zur Erhaltung des kirchlichen Wesens in Schlettau beige-steuert wurde, und es doch der uralten, privilegierten Bergstadt nicht zugemutet werden könnte, daß um der Bauern willen womöglich ihr Kirchenwesen zugrunde gehen müßte. Wohl war bereits unter dem 11. Mai 1666 durch eine Entscheidung des Kurfürsten der Kirchbau in Sehma gnädigst verstatet und daraufhin wohl auch begonnen worden, woraus sich dann die Jahreszahl 1666 in der alten Wetterfahne erklären würde; aber immer wieder wurden von neuem Schwierigkeiten gemacht und Hindernisse errichtet — so sollen einmal die bereits angefahrenen Bauhölzer nachts in aller Heimlichkeit von den Schlettauern wieder abgefahren worden sein —, sodaß Pfarre und Schule vom Herbst 1670 an, wie die Kirche von Frühjahr 1671 an zwar fertig, aber leer dagestanden haben, bis endlich durch die Endverhandlung in Annaberg im Sommer 1673 das heiß erkämpfte Ziel der vollen kirchlichen Selbständigkeit erreicht wurde. Am 1. Advent 1673 kam es endlich zur Weihe der Kirche. So ist es wahrlich nicht unbegründet

gewesen, wenn zu alten Zeiten diese Kirche zuweilen „Streitkirche“ genannt worden sein soll.

Diese alte Kirche war ein einfacher, länglicher Bau in der Nord-Süd-Richtung des Ortes mit 2 kleinen Anbauten an der Ostseite, nämlich der Sakristei und einer kleinen Vorhalle vor dem Haupteingange zur Kirche, während an der südlichen Giebelseite von außen ein gemauerter Treppenaufgang den Zugang zu den Emporen bildete. Der gedrungene Turm war nach der damals üblichen Art ein aus mächtigem Balkenwerk hergestellter sogenannter Dachreiter. Er trug von 1674—1698 mit 1 kleines Glöckchen, das als überflüssig gewordene kleinste Glocke vom Schwarzenberger Gegenläut angekauft worden sein soll. Das volle Geläut, das dann bis zum Abbruche vorhanden war, ist erst nach und nach angeschafft worden: Im Jahre 1698 die große Glocke, von Michael



Die alte Kirche von Sehma.



Das Innere der alten Kirche.

Weinholdt in Dresden gegossen; 1740 die mittlere Glocke, von Johann Gottfried Weinholdt in Dresden gegossen; und 1839 zur 300-Jahr-Feier der Einführung der Reformation die kleine Glocke, von Andreas Hahn senior in Chemnitz gegossen. Sie sind bei der Beschaffung des neuen Geläutes für die neue Kirche als Altmetall an den Glockengießer dran gegeben worden, ohne jedoch für das neue Geläut mit verwendet zu werden, das nur aus frischem Metalle gegossen worden ist.

Das 2. Bild zeigt das Innere der alten Kirche. An der Südseite war die Orgelempore, dagegen auf der Westseite zwei niedrige, übereinander liegende Männeremporen eingebaut. Hinter und neben den unbequemen, schmalen Kirchenbänken im Schiff, wie auch auf der bis hinter den Altar fortgeführten Empore an der Nordseite befanden sich an den Wänden verschließbare, laubenartige Familienstände mit Glasverschlagen. An die Emporenverkleidung und die glatte Holzdecke waren Bilder aus der heiligen Geschichte gemalt, die mehr auf den guten Willen, als das künstlerische Können des Malers schließen ließen. Auch das Altarbild, das Jesu Kreuzabnahme und Auferstehung, in Öl gemalt, darstellte, war wenig schön. Ueber dem Haupteingange an der Ostseite war das farbig auf Holz gemalte Kirchenwappen angebracht, das jetzt in der Turmvorhalle der neuen Kirche hängt; links neben der Kanzel und der Sakristeitüre ein farbiger Crucifixus; sowie rechts neben der Kanzel das überlebensgroße Delbild des ersten Pfarrers von Sehma (Nathanael Trowisch, † 1686), das jetzt in der Sakristei untergebracht ist. (Fortsetzung folgt.)

Vater und Sohn



Roman von Kurt Felscher.
Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).
(9. Fortsetzung.)

Er starrte zu den kleinen Fenstern hinüber, glitt mit den Blicken immer wieder die dunklen Linien der Kreuzhölzer auf und ab, hin und her. Zu diesen Fenstern hatte er schon als kleiner Junge mit großen Augen hinausgeblickt, wenn er neben dem Vater lauerte und seinen Erzählungen in der Schummerstunde lauschte, bis der feste Schritt der Mutter vom Flur her erklang und sie zum Abendessen rief. Und dann hatte er durch eben dieses Fenster gesehen, wie man den gelben Kiefern-sarg, in dem sein so jäh dahingeraffter Vater schlief, über die Straße trug. Ihn selbst hatte man, weil er wohl noch zu klein war, mit einer Kindsmagd daheim gelassen. Dann waren Jahre darüber vergangen.

Die Großmutter hatte des Vaters Amt mit ihren Märgen und Sagen übernommen, und wieder hatte er oft zu jenen Fenstern mit großen, suchenden Augen hinausgeblickt, bis man eines Tages auch sie hinausstrug zur letzten Ruhe. Da war er freilich schon ein langer Bursche gewesen und mit seiner herben Mutter hinter dem Sarge einhergeschritten.

Seitdem war der Stuhl neben dem Kachelofen wenig benutzt worden. Nur des Sonntags setzte sich die Mutter hinein, legte die dicke, alte Bibel auf die Knie, blätterte dazu im Gesangbuch, das nicht viel jünger ausah, und rief ihn zu sich heran. Dann mußte er ihr zuhören, wie sie aus dem heiligen Buch mit leidverhärteter Stimme vorlas oder eines der Lieder her-murmelte. Das waren Jahre grauer Eintönigkeit gewesen, in denen die Sonne den Weg zu ihnen nicht mehr hatte finden wollen, bis eines Tages...

„Reisel!“ stöhnte Robert Zeidler auf.

Und hatte man nicht zur selben Zeit, da ihm die Sonne von neuem zu leuchten schien, wieder einen Sarg an jenem Fenster vorbeigetragen?

Mit welchem Opfer hatte er sein Glück erkauf!

Not und Glück! Und das Glück hatte alle Not gebannt. Konnte es wirklich schon acht lange Jahre her sein? Wie ein einziger, heller Sonnentag waren sie ihm dahingegangen. Und als nach Jahresfrist gar der Robert eintraf, sein Junge, da war es fast noch heller geworden. Bald war wieder der alte Backenstuhl zu Ehren gekommen, denn oft saß die junge Mutter und Klein-Robert im Dunkeln neben dem Ofen, und die lieben Märchen und Sagen stiegen wieder auf; nur erzählte sie jetzt ein junger Frauenmund, und seines Kindes Seele lauschte dem Raunen, wie er selbst einst zu seines Vaters und später zu seiner Großmutter Füßen.

Was hatte der Arzt bei seinem Kommen gesagt? „Wir werden's schon schaffen.“ Der war doch ein kluger, studierter Mann; der hätte so etwas nicht gesagt, wenn es schlimm um seine Frau stände. Natürlich, so einfach wie vor sieben Jahren war es nicht. Nein, nein, es würde schon alles gut werden.

„Habe ich es dir nicht vorher gesagt, daß Liebe bloß Leid bringt?“ Stand nicht dort seine Mutter neben dem Fenster mit ihrem Gram um den herben Mund?

Robert Zeidler wischte sich die Schweißperlen von der kalten Stirn. Jetzt sah er schon Gespenster.

„Nein, Mutter, du darfst nicht recht behalten“, murmelte er. „Das tut mir der Herrgott nicht an; das kann er nicht.“

„Das hab' ich auch einmal gedacht, mein Sohn, und er hat mir's doch angetan.“

Immer heißer quoll es in Robert Zeidlers Innern empor. Plötzlich fuhr er aus seinem Hindämmern auf. Der graue Morgen stahl sich zu den Fenstern herein; man konnte schon die Häuser auf der anderen Seite der Straße erkennen.

Was war das? Dort trugen sie doch einen gelben Kiefern-sarg die Straße entlang. Kalt lief es ihm über den Rücken. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. Da sah er nichts anderes als einen Ackerwagen vor des Nachbars Gehöft halten.

Natürlich, das viele Sinnen hatte ihm allerhand vorgemacht. Von drei Särgen hatte er ja vor sich hingeträumt. Und aller guten Dinge sind drei; das war wohl genug für lange Zeit.

Da stieß jemand die lose angelehnte Tür auf. Ein gelber Lichtschein von der immer noch brennenden Petroleumlampe fiel quer auf die Diele in jenes Zimmer, in dem Robert sich aufhielt.

Die Schwiegermutter kam herein und suchte mit überwachten Augen in der Stube umher. Dann vernahm er Kindergeschrei.

Robert Zeidler wußte genug. Es bedurfte nicht erst des Anrufes seiner Schwiegermutter. Rasch erhob er sich aus dem Backenstuhl, und sprach ein Dankgebet. Sein Herrgott hatte ihn nicht im Stiche gelassen, trotz der warnenden Stimme seiner Mutter.

So trat er in den matt erhellten Schlafraum zurück.

Warum stand der Arzt so schweigsam neben dem Bett, in dem sein Weib mit geschlossenen Augen, kaum atmend, ruhte? Warum sank seine Schwiegermutter so auf ihrem Stuhl zusammen und schaute nur immer wieder mit rotumränderten Augen ihn an.

Damals, als der Junge vor sieben Jahren das Licht der Welt erblickte, hatte sie ihn ihm doch gleich auf den Armen entgegengetragen, und sein Weib hatte ihn mit glücklichen Augen angelächelt.

Hier stimmte etwas noch nicht ganz.

Natürlich, es war eben nicht so einfach wie das erste Mal, sonst hätten sie ja nicht den Doktor aus Warmbrunn gebraucht.

Die merkwürdige Stille bedrückte ihn. Behutsam trat er an die Wiege, in der das eben geborene Kind wimmerte. Ein kräftiges Kind schien es zu sein. Fragend wandte er sich an die Hebamme, die lautlos mit Flaschen, Watte und Binden hantierte.